

Nord-Süd-Ausgleich im Kino

«Yaaba» – nach Perestroika boomt nun europaweit der Ethno-Film

VON SVEN GÄCHTER

Einfach bis zur Selbstauflösung, die Geschichte von Bila, dem Zwölfjährigen, und Sana, der ausgemergelten Alten, in der Dorfgemeinschaft gemieden wie die Pest, weil ohne Bindung, ohne Kinder – eine Art Hexe. Bila jedoch achtet sie als «Yaaba», Grossmutter, und schirmt sie gegen die Anfeindungen aus dem geschlossenen Dorfkreis ab. Erst als alle Mittel bei der schwer erkrankten Nokoko, Bilas Spiegelgärtin, versagen, greift man heimlich auf Sanas Heilkräfte zurück. Von Rehabilitation aber keine Rede; Sana stirbt schliesslich einsam und geachtet.

Yaaba, der zweite, in Cannes mit dem Internationalen Kritikerpreis ausgezeichnete Spielfilm von Idrissa Ouedraogo aus Burkina Faso, gilt neben Gaston Kaboré *Zan Boko* unstrittig als Meisterwerk des jungen afrikanischen Kinos. Neunzig Minuten flutendes Natürlichkeit, majestätische Wüstenlandschaft, eindrückliche afrikanische Physiognomien; neunzig Minuten Stille, Würde, Gemessenheit, unerschütterlich: «Es ereignet sich nichts, und vielleicht ist gerade das Ereignis dieses scheinbar Nichts, das einem harmonisch erfüllten Leben entspricht. Schöner als Gaston Kaboré bräute selbst Ouedraogo das nicht auf den Punkt.

Die notorische Westschwäche für Kultur-Exotik wird jetzt endlich auch im Filmereiche flächendeckend angezapft. Die Verleisungstrigon will qualitativelle Film des Dritten Welt einem grossen Publikum nahebringen: nicht als kultur-ell-humaniertes Pflichtprogramm, sondern als bereicherendes Erlebnis, das der Entdeckungsfreude der Zuschauer entgegenkommt.

Da trifft man sich inzwischen auf halbem Weg: Der sogenannte Drittweltfilm, vor allem der schwarzafrikanische, befindet sich in unsere Breitenraden derzeit mächtig im Aufwind. Wo Kulturdefizite nichts als eine zwelfelhafte Nachgeburt des

grassierenden Ethno-Booms diagnostizieren, wittern Volkerverkorker Morgenluft. Bruno Jaeggi, Geschäftsführer der trigon-Stiftung, spricht ohne jeden Zweckoptimismus vom «wachsenden Selbstwertgefühl der Afrikaner, die den Film als das kulturelle Mittel begreifen, um ihre Tradition zu erheben, ihre Gegenwart zu durchleuchten und eine eigene Zukunft zu bestimmen».

Seit den Anfängen um 1955 ringt das afrikanische Kino um seine Identität zwischen Authentizität der Stoffe und internationaler Fertigungsform. In diesem Interessensfeld wird das Selbstbewusstsein der jungen Filmer durchaus geschäftig. Idrissa Ouedraogo, Regisseur von *Yaaba*, profitiert unvorherhört von ausländischem Know-how, «ohne dass sich dies als eine neue Form von Kolonialismus auswirkt. Die Bilder müssen qualitativ höchstehend und völlig frei von Komplexen sein. Sie gehören nicht dem Westen».

Womit die Sichwörter geliefert wären: Es gilt nicht nur, die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition ins allonhohne Medium Film zu transponieren durch ein Kino, so Gaston Kaboré, «in dem das Volk sich tief in sein Innerstes wiedererkennt», man hat dabei immer auch dem Zugriff von aussen zu trotzen. Und der droht in absehbarer Zeit eisen von Ost- fieberhaft auf Südsicht um. Die Tresorfilm-Schwemme an den diesjährigen Berliner Filmfestspielen dürfte zugleich Höhe- und Wendepunkt der kopflösen Perestroika-Euphorie markiert haben. Uns dämmert eben, dass Tresorfilm neben der Herkunft vielleicht auch die Grundqualität bezeichnet: schwer wie ein Stahlbalken – und unmöglich zu knacken. Genug jedenfalls von der örtlichen Filmsehnermut graun in graun; die schlägt uns ohnehin nur auf den übersäuerten Magen. Das Filmflutchen weht ab sofort kräftig aus Süden. Neue Bilder sind gefragt, andere Erzählmuster – einfacher, unmittelbarer, reiner, mit einem Wort: Kino light, frisch aus Drittweltland.

Forsch Flägel zeigt hat man heuer in

Locarno. Das Ostkontingent war auffallender, wittern Volkerverkorker Morgenluft. Bruno Jaeggi, Geschäftsführer der trigon-Stiftung, spricht ohne jeden Zweckoptimismus vom «wachsenden Selbstwertgefühl der Afrikaner, die den Film als das kulturelle Mittel begreifen, um ihre Tradition zu erheben, ihre Gegenwart zu durchleuchten und eine eigene Zukunft zu bestimmen».

Überfälliger Tribut an ein dynamisches Filmschaffen oder überfälliger Bückling vor dem heraufziehenden Zeitalter? Jedenfalls höchst effektvolle Filmentwicklungsheife: Galten Verantwortung und Interesse bisher dadurch als hinreichend bezeugt, dass man die Festivalränder mit Spezialsektionen zum afrikanischen, arabischen oder asiatischen Kino ausschmückte, so werden Drittweltfilme jetzt zunehmend in den Wettbewerb aufgenommen – und tüchtig prämiert. Natürlich konnte das gehobene Filmfeuilleton den Locarner Juryentscheid nicht genug finden. In Tat und Wahrheit war der Entscheid programmatisch motiviert – und durchaus smart: Alles andere erschien unter den gegebenen Umständen schlichtweg inopportun. Bei der Forcierung des Drittweltfilms jedoch kann man gegenwärtig kaum fehlgehen; das Publikum ist hochgradig auf Ethno-Kino sensibilisiert.

Dass es davon herzlich wenig versteht und bei der Rezeption so bald über das kleine Abzwei nicht hinauskommen wird (wenn die Entziehungshilfe nicht auch mal andersrum fließt), interessiert vorläufig keinen. Hauptsache, man stellt sich dem Drittweltkino und trägt damit komfortabel einen Teil der leidigen imperialistischen Bringschuld ab. Simples Kulturkalkül: Wer Ethnofilme sieht, fördert den Nord-Süd-Ausgleich – wenn nicht auf dem Papier, so doch im Kino. Selbst auf dem Nagelbrett der kolonialistischen Selbstkritik haben wir es uns inzwischen bequem ge-



Der Drittweltfilm befindet sich mächtig im Aufwind. Szene aus «Yaaba»

Foto: Yaaba

macht – stumpf genug ist es ja. Was anderses der Drittweltfilm mit künstlerischem Anspruch davon hat, wenn uns grundsätzlich jeder farbige Regisseur als dessen Repräsentant willkommen ist, wirkt als Einwand reichlich spitzfindig neben der treuerherzigen Beteuerung: «Das Drittweltkino ist uns ein echtes Anliegen!».

Dabei dürfte die humanitäre Motivation, an sich schon ambivalent genug, wohl noch nicht mal die tiefste sein. Das Wort wieder den Euphorikern Bruno Jaeggi verspricht, «bisher, Erzählstrukturen und Themen zu entdecken, welche die meisten Zuschauer in Neuland führen». Daher genau weht der Wind. Das Drittweltkino, Kino der Stille, des Raumes und des Lichts, liefert uns die pittoreske Bildrauisse zur bitter nötigen Katharsis. Werke wie *Yaaba* oder *Zan Boko* lassen uns zumindest für die Dauer eines Films den verlorenen Stand der Unschuld greifbar nah erscheinen. Ideale von Reinheit und Schlichtheit, die uns Zivilisationskrüppel völlig abhandeln gekommen sind – im Drittweltkino finden wir sie wieder; es wird zur so wohlfeilen Projektionsfläche unserer kollektiven Sehnsüchte. Die majestätische Kargheit der Naturdekor, der spröde Zauber der Erzähler, die Holzschnittheit der Bilder- und Konfliktmuster geben uns das zurück, was im entsorgungsgepeinigten Norden längst restlos verschüttgegangen ist: Archetypen. Insofern scheint unsere warme Anteilnahme durchaus echt, die bilderselige Andacht ungeheuchelt. Nur gelten sie halt weniger gegen afrikanischen Inhalten als vielmehr

unserer wiedererwachten Fähigkeit, das ganz unmittelbar ergriffen werden zu können. Erlöst applaudieren wir am Ende der eigenen Geröllhülle.

Am Ethno-Kino also soll sie gesunden, unsere wunde Psyche. In diesem neuen, kulturpolitisch verbrämten Eskapismus feiert Rousseaus Ideal vom edlen Wilden fröhliche Urständ: Die traditionellen Dorfgemeinschaften in *Yaaba* und *Zan Boko* exzerzieren uns des Gesellschaftsvertrag in Rein- bzw. Rohkultur vor – nicht völlig konfliktfrei zwar, aber geprägt von tiefer Spiritualität und ganzheitlicher Menschlichkeit. Da ist, wenn nicht die Welt, so doch das Konfliktverständnis noch rundum heil. Dialektik greift auf ganz elementarer Ebene, die grosse Qualität vor allem afrikanischer Filme, Antagonismen streng binär zu fassen (Moderne – Tradition, Kultur – Natur, Stadt – Land, Gesellschaft – Individuum), hat für uns – Hand aufs Europarberz – jedenfalls etwas ungemünz Berührendes. Das postmodern gebrochene High-Tech-Gemüt wird in der Hinwendung zum Ruraliko angenehm entschlackt. Mit seinen bezaubernd schönerlosen Fabeln und seiner naturwüchsigem Symbolik geht der afrikanische Film im Gegensatz zum heillos verschlüsselten Ostfilm nicht an die Nieren, sondern direkt ans Herz, er atmet Tiefe und Transparenz zugleich. Wenn wir also schon nicht mehr zurück zur Natur können, dann gibt uns wenigstens neue Heimatlume – wenn nicht aus dem Montafon, dann eben aus Burkina Faso. Von Heidi zu Bila ist der Weg gar nicht so weit. □